

Ein offenes Spiel: Die Geschichte der Familienfeste

»Es wird immer wieder deutlich werden, daß das Schachspiel nicht losgelöst von Zeitumständen betrieben werden wird, daß es in einer eigentümlichen Weise nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart reflektiert.«

(aus: Joachim Petzold: *Das Königliche Spiel. Die Kulturgeschichte des Schach*¹)

Alfred Brinckmann war ein geachteter Mann. Als Spieler und Schiedsrichter weithin in Vergessenheit geraten, ist er der Nachwelt vor allem als eifriger Schachpublizist bekannt. 1930 berichtete er aus Hamburg von der ersten Schach-Olympiade in Deutschland, deren Zweck er nicht zuletzt in »einer machtvollen nationalen Selbstbehauptung« sah und bei der die sportlichen Kämpfe »von nichts ... weiter entfernt als von einem blutleeren, lebensunwahren Pazifismus«² sein sollten. Auch nach 1933 waren seine Veröffentlichungen gefragt. Angereichert mit allerlei Kriegsmetaphorik, bediente er in seinem Werk *Schachmeister im Kampfe* den ideologischen Subtext der damaligen Unterscheidung in »arisches und jüdisches Schach«. Weithin geschätzt blieb er auch nach 1945. So gab ihm der Deutsche Schachbund zusammen mit Kurt Richter den Auftrag zu dem Turnierbuch *Kampf der Nationen. XIII. Schacholympia München 1958*. Richter, deutscher Meister von 1935, hatte seinerseits bereits das Turnierbuch zur (inoffiziellen) Olympiade von München 1936 herausgegeben. Für die deutsche Schachgeschichte verkörpert Brinckmann exemplarisch Kontinuitäten über den Wechsel politischer Systeme hinweg, waren doch seine Schriften immer auch Ausdruck des jeweiligen Zeitgeistes. Mehr noch: Sie deuten an, dass auch die Schach-Olympiaden, deren Ursprün-

ge bis 1924 zurückreichen, stets ein Politikum waren. Denn in den Turnieren spiegelten sich – mit entsprechendem publizistischen Widerhall – immer auch die gesellschaftlichen Verhältnisse der jeweiligen Epoche.

Die Olympiaden in Deutschland...

Das galt auch schon für die erste Olympiade in Deutschland, die zu einer Zeit stattfand, da das Schachleben gemäß der allgemeinen gesellschaftlichen Situation in bürgerliche Klubs und Arbeitervereine geteilt war. Das bürgerliche Lager war weitgehend deutschnational ausgerichtet, wobei im *Deutschen Schachbund* antisemitische Anschauungen zwar präsent, aber nicht tonangebend waren. So konnte dort etwa ein Walter Robinow, der einer großbürgerlichen Kaufmannsfamilie entstammte, die Spitzenposition bekleiden und maßgeblich dazu beitragen, dass das Turnier 1930 nach Hamburg geholt wurde.

Dank der Aufhebung des Amateurstatus sah die Elbstadt Schach auf höchstem Niveau, gaben sich doch solch Koryphäen wie der legendäre Frank Marshall oder unvergessene Großmeister wie Akiba Rubinstein, Géza Maróczy und Salo Flohr die Ehre. Zugleich waren einige der kulturgeschichtlich interessantesten Spieler mit von der Partie, wie etwa der amtierende Weltmeister Alexander Aljechin, der sich später von der NS-Propaganda einspannen ließ, der Top-Ten-Spieler und spätere Résistance-Kämpfer Savielly Tartakower oder der dadaistische Künstler Marcel Duchamp. Hier drängen sich einige biografische Abrisse geradezu auf.

Unter welchem Vorzeichen die inoffizielle Olympiade von München 1936 stand, lässt sich ausmalen. Analog zur gesellschaftlichen

Entwicklung zerschlug man noch 1933 die Arbeiterschachbewegung, setzte antisemitische Leitlinien durch und arisierte die Lehrbücher. Im Juli 1933 erklärte Otto Zander, Bundesleiter des Großdeutschen Schachbundes: »Juden können wir zu unserer Arbeit nicht brauchen, sie haben aus den Vereinen zu verschwinden.«³ Gut drei Jahre später sollte sich Zander, zugleich Regierungsdirektor, bei »den Behörden des Reiches und des Staates, der Partei und ganz besonders der Stadt München für die Mithilfe am Zustandekommen des Schach-Olympia«⁴ bedanken. Bei Zander wiederum bedankte sich Hans Frank, Reichsminister und Förderer des Turniers. Auch andere Repräsentanten zeigten sich stolz darauf, das Turnier in der »Hauptstadt der Bewegung« auszutragen. Wie schon die Olympischen Spiele desselben Jahres in Garmisch-Partenkirchen und Berlin, nutzte man das olympische Schachturnier zu Propagandazwecken. Die weltbesten Spieler maßen sich unterdessen bei einem legendären Turnier in Nottingham, sodass München an Beachtung und Bedeutung verlor.

Auch die Schachgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg bietet reichlich Stoff. Bekanntlich nutzten die Ostblockstaaten den Sport – und damit auch das Schach – recht offen als politische Bühne. Wer möchte, mag das monieren. Die Legende aber, dass der Sport im Westen unpolitisch war – ja, überhaupt sein konnte –, ist ebenso widerlegt wie sie sich lang und hartnäckig hielt. Bei der XIII. Schach-Olympiade in München 1958 gehörte etwa Prof. Theodor Maunz, in der NS-Zeit einer der führenden Staatsrechtler und wenige Jahre später bayerischer Kultusminister, zu den höchsten Repräsentanten des Turniers. Mit seiner Geschichte befand sich Maunz bekanntlich in bester Gesellschaft. In der DDR war das verantwortliche Personal anderer Herkunft, was auch für das Schach galt. So stand dem Deutschen Schachverband mit Arno Becher ein Präsident vor, der aus der Tradition der Arbeiterschachbewegung kam. Deren Veteranen trafen sich am Rande der in Ost und West viel gelobten XIV. Olympiade in Leipzig 1960 zu

einem eigenen Turnier. Auch eine Exkursion zum Konzentrationslager Buchenwald gehörte zum aufwändigen Rahmenprogramm, dessen Krönung die Ausstellung »Schach im Wandel der Zeiten« war. Unterdessen wurde der Kalte Krieg nicht erst 1972 bei dem legendären WM-Match zwischen Spasski und Fischer auf das königliche Spiel projiziert. Zur Olympiade von 1958 zog etwa der *SPIEGEL* in der Titelstory *Rote Zugmaschinen* die sowjetischen Spieler auf, während das DDR-Organ *SCHACH* zur gleichen Zeit antikommunistische Positionen eines Willi Daume, Präsident des Deutschen Sportbundes, konterte und auf Kontinuitäten aus der NS-Zeit aufmerksam machte. Zwei Jahre später bot das Turnier in Leipzig – kurz nach den Olympischen Sommerspielen in Rom – ostdeutschen Kommentatoren die Gelegenheit, die »Atmosphäre internationaler Solidarität« gegen das NATO-Land Italien und die »Giftküche Bonn«⁵ in Anschlag zu bringen. In dieser Situation waren gerade die deutsch-deutschen Aufeinandertreffen von besonderer Brisanz. Zu fragen bleibt, wie die Spieler damit umgingen und wieso eine gesamtdeutsche Auswahl niemals zustande kam.

Wenig mediale Aufmerksamkeit erfuhr sechs Jahre später die erstmals in Deutschland ausgetragene Damen-Olympiade, was nicht nur am bescheidenen Abschneiden der BRD im Vergleich zur DDR gelegen haben dürfte. Oberhausen 1966 war nach Emmen 1957 und Split 1963 das dritte Turnier dieser Art, bevor die Olympiaden beiderlei Geschlechts in Skopje 1972 erstmals unter einem Dach ausgetragen wurden. Obwohl integraler Bestandteil der olympischen Schachgeschichte, fällt Oberhausen 1966 heute bei der Aufzählung der Olympiaden in Deutschland in aller Regel unter den Tisch. Das soll hier anders sein, auch wenn dazu nur wenig Material zusammengetragen werden konnte. Ausführlicher fällt das Kapitel zu Emmen aus. Zur ersten Damen-Olympiade ist zum einen die Quellenlage besser, zum anderen gilt es bei der Gelegenheit auch, kulturgeschichtlich auf das Frauenschach einzugehen.

1970 wurde die XIX. Olympiade der Herren im beschaulichen Siegen unter dem Ehrenpräsidium aus Bundeskanzler Willy Brandt, Außenminister Walter Scheel, Innenminister Hans-Dietrich Genscher und dem Verteidigungsminister a. D. und Vorsitzenden des Sportausschusses, Franz-Josef Strauß, ausgefochten. Genscher musste von der Eröffnungszeremonie gleich nach Bonn eilen, wo noch jemand zu Gast war: der indonesische General Suharto, der genau fünf Jahre zuvor einen folgenschweren Militärputsch verantwortet hatte. Beim Empfang des Staatsgastes wurde Willy Brandt von Bundespräsident Gustav Heinemann begleitet, der im Siegener Turnierbuch als Schirmherr der Olympiade zum Ausdruck brachte, »daß das Deutschland unserer Tage nichts sehnlicher wünscht als ein partnerschaftliches Verhältnis zu allen Staaten und allen Völkern«⁶.

Derweil sahen in Siegen 4300 Zuschauer beim Highlight des Turniers, wie Weltmeister Spasski noch standesgemäß über Fischer siegte. Als sich Bundespräsident Heinemann zur olympischen Abschlusszeremonie einfand, blickte man zurück auf ein großes Medieninteresse an einer Olympiade, deren Organisation als vorbildlich gelobt wurde – auch wenn das Städtchen im Talkessel zwischen Westerwald, Sauerland und Rothaargebirge mit der damaligen Rekordteilnahme von 60 Teams am Rand der Überforderung stand.

... und all die anderen

»Schach-Festivals«

Es gilt hier nicht, die in Deutschland ausgetragenen Turniere von ihrer Bedeutung her über die anderen zu stellen. Allein: Sie mögen für ein deutschsprachiges Publikum von größerem Interesse sein. Behandelt werden auch alle anderen – einschließlich inoffizieller – Olympiaden. Deren Vorgeschichte wird in »Paris 1924« behandelt. Wenn einigen der Wettkämpfe etwas mehr Raum als anderen gebührt, so liegt das vor allem an deren kulturgeschichtlicher Bedeutung. Zu den spannendsten gehört allemal die VIII. Olympiade

von Buenos Aires: Sie wurde vom Beginn des Zweiten Weltkriegs überschattet, der zu einer Abreise, mehreren Eklats und dem Verbleib etlicher Spieler in Argentinien führte. Schon in der ersten Nachkriegsolympiade von Dubrovnik 1950 spiegelten sich die neuen weltpolitischen Gegensätze, in diesem Fall auch die Spannungen zwischen Jugoslawien und der Sowjetunion. Die Ost-West-Konfrontation beeinflusste in den folgenden Jahrzehnten das Schachgeschehen, das die UdSSR seit ihrem Debüt von Helsinki 1952 dominierte. Amsterdam 1954 und Moskau 1956 sind ebenso wenig von der politischen Großwetterlage zu trennen wie die Turniere des folgenden Jahrzehnts. Neben Leipzig 1960 ist vor allem Havana 1966 hervorzuheben, eine Olympiade, die in Ost und West überwältigende Reaktionen hervorrief und bei der bundesdeutsche Spieler nicht dabei sein durften. Zwei Jahre später sagten die Schweizer Gastgeber unter dem Eindruck des Prager Frühlings beinahe »Lugano 1968« ab. In den 1970ern stellten die Diskussionen um den Ausschluss von Südafrika wegen des Apartheidregimes die FIDE auf eine Bewährungsprobe. Zu einem Eklat kam es anlässlich von Haifa 1976, als die arabischen Delegationen und die des Ostblocks abwesend waren, dafür aber blockfreie Länder in Tripolis eine »Gegenolympiade« abhielten. Im Schatten der Militärdiktatur versammelte sich die Schachwelt zwei Jahre später in Argentinien und zwar am selben Spielort, an dem kurz zuvor das Endspiel der Fußball-WM ausgetragen worden war. Mittlerweile waren die deutsch-deutschen Begegnungen auf Grund eines »Leistungsbeschlusses« von 1973 zum Erliegen gekommen.

1984 und 1988 fand man sich zweimal im Geburtsland der Olympischen Spiele ein – kein Zufall, wie damalige Pläne zeigen. Dazwischen durften 1986 – in Abwesenheit einer israelischen Auswahl – Akteure aus aller Welt in Dubai am Luxus schnuppern. Wenige Jahre später bildete der Abgang der Sowjetunion, aber auch der Jugoslawiens, nicht nur in sportlicher Hinsicht einen tiefen Einschnitt.

Das bedeutete jedoch nicht, dass die Olympiaden seitdem frei von Zündstoff wären, wie deren Geschichte seit Anfang der 1990er Jahre zeigte.

»Unter einem Dach« – die olympische Atmosphäre

Querverweise zu den »richtigen« Olympischen Spielen, denen des IOC, dürfen bei der Darstellung nicht fehlen, bestehen doch Gemeinsamkeiten nicht nur in der steten Berufung auf olympische Werte, sondern auch im zeithistorischen Kontext. Daneben soll aber nicht zu kurz kommen, was die Turniere letztlich ausmachte: Zu berichten bleibt unter anderem von der Organisation, dem sportlichen Verlauf sowie von Anekdoten und Kuriositäten – und *last but not least*: von den Spielern selbst. Einige der schillerndsten werden biografisch skizziert. Doch was wären diese ohne all die anderen Olympioniken, deren Zahl fast ständig wuchs? Ganz gleich, ob es deren 70 wie in London 1927 oder knapp 1300 wie in Turin 2006 waren: Erst mit den Spielern – und später mit den Spielerinnen – wurden die Olympiaden zu jenen einzigartigen Ereignissen, von deren Atmosphäre hier etwas einzufangen bleibt. Denn was hat man nicht alles für Umschreibungen für das geliebte Turnier gefunden: »Universelles Schachfest«, »Fest der Nationen«, »Schach-Festival« oder »Schachspektakel«⁷ sind nur einige der verwendeten Attribute, die auf den festliche Charakter wie den olympischen Geist anspielen. Schwärmend überschlug sich da so mancher Berichterstatter, wie etwa zu Luzern 1982:

»Wo anders als bei einer Schacholympiade ... würde man soviel Freunde und alte Bekannte wiedersehen. Da gibt es Bruderküsse und Freudentränen, da ... werden Bekanntschaften geschlossen und mancher Flirt riskiert. Doch die Menschen in der Halle, ob weißer, gelber, brauner oder schwarzer Hautfarbe, sie sind wirklich eine Familie – für wenige Tage sorglos und von Alltagsproblemen befreit, ganz von Schach besessen und vom Schach begeistert. ... Amerikaner und Russen, Israelis und

Araber saßen unter einem Dach, welch' schönes Beispiel für die völkerverbindende Mission des Schachspiels!«⁸

Doch gelegentlich wurden die Familienfeste, die sie dank der FIDE-Losung »Gens una sumus« gleichsam waren, getrübt, wenn politische Auseinandersetzungen das feierliche Gebälk knirschen ließen. Unversehens wurde da schon einmal der Handschlag verweigert, wenn man sich denn überhaupt blicken ließ. Und so kam es dazu, dass auch in der Schachgeschichte »Amerikaner und Russen, Israelis und Araber« nicht immer »unter einem Dach saßen«. Boykottdrohungen und -maßnahmen sowie vorzeitige Abreisen sorgten immer mal wieder für olympische Katerstimmung.

Literatur und Quellenlage

Um die Historie aufzuarbeiten, bedarf es einer Bandbreite von Quellen. Für den Bereich einer Kulturgeschichte des Schachs sind neben älteren Beiträgen allen voran die Veröffentlichungen von Ernst Strouhal und Edmund Bruns zu nennen. Zudem hat sich auf diesem Gebiet in jüngerer Zeit die Vierteljahreszeitschrift *KARL* ebenso einen Namen gemacht wie die *Emanuel Lasker Gesellschaft* und die *Ken Whyld Association*. Zur Geschichte der Olympiaden liegt auf Deutsch neben einer aus dem Ungarischen übersetzten Darstellung von Árpád Földéák das Standardwerk *Sternstunden des Schachs* von Raj Tischbierek vor, das neben einem Statistik- und Partienteil auch einen atmosphärischen Eindruck vermittelt. Wertvoll sind darüber hinaus die Materialien zu den einzelnen Olympiaden, seien es Veröffentlichungen aus dem Vorfeld, Turnierbulletins oder nachträgliche Werke. Gleiches gilt für Biografien sowie für die Fachzeitschriften aus den olympischen Jahren. Um den kulturhistorischen Rahmen abzustecken, sind zudem Publikationen zur Zeitgeschichte unverzichtbar. Zur Beleuchtung der medialen Resonanz wurden vor allem für die Olympiaden von 1958, 1960 und 1970 Pressezeugnisse ausgewertet, namentlich das *Neue Deutschland*, die *Süddeutsche Zeitung*, der *SPIEGEL* und die *ZEIT*. Von zahlreichen

Internetseiten ist vor allem *olimpbase.org* zu nennen, eine wahre Freude für jeden Statistikfan. So übersichtlich sie gestaltet ist, so leicht kann man sich dort aber auch im Datendickicht verfangen, das allein die Geschichte der Herren-Turniere bei über 70000 Partien von 185 Teams aus 164 Ländern hervorgebracht hat.

Da die Arbeit in keiner Weise subventioniert werden konnte, waren weder die zeitlichen noch materiellen Mittel ausreichend, um landauf landab Bibliotheken und Archive zu sichten und jegliche gewünschten antiquarischen Artikel zu ordern. Insofern erhebt die gesichtete Literatur keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Dennoch konnte so mancher Schatz gehoben werden, sodass neben dem geschichtsbewussten Hobbyspieler auch der gestandene Schachhistoriker auf seine Kosten kommen sollte.

Nicht nur auf die Quellenlage ist zurückzuführen, dass Meschede 1961, Kühlungsborn 1964 und Bad Berleburg 1975 nicht berücksichtigt werden können. Die zwei westdeutschen Orte und das Ostseestädtchen machten sich jeweils als Austragungsstätte einer Blindenschach-Olympiade unter der Ägide der *International Braille Chess Association* (I.B.C.A.) einen Namen, in Meschede fand gar das erste derartige Turnier überhaupt statt. So sehr es diese Geschichte zu würdigen gilt, so sehr möge man es nachsehen, dass sie aus konzeptionellen Gründen ebenso wenig Eingang in die folgende Darstellung finden kann wie die der Studentenschach-Olympiaden.⁹

Schließlich: Was wäre ein solches Buch ohne Bilder und Diagramme? Für die freundliche Durchsicht und teilweise auch die Auswahl der Partien sei Neil Stewart, Rheinland-Pfalz-Meister von 2001 und 2002, gedankt.